



btb

Lars Saabye
Christensen
Der eifersüchtige
Friseur
und andere Helden

btb

Buch

Liebenswert sind sie alle, die unfreiwilligen Verlierertypen aus Lars Saabye Christensens preisgekröntem Erzählband «Der eifersüchtige Friseur». Aber auch skurril und stolz, tapfer um Haltung bemüht und irgendwie nicht unterzukriegen. Ob es sich dabei um den einsamen Frank handelt, der sein Geld seit langem als Friseur verdient und plötzlich feststellen muß, daß ihn seine Stammkundschaft sitzen läßt, um im neuen Salon nebenan fremdzugehen. Oder um das Mädchen Andrea, das fasziniert von dem Seemann Bufallo zu Hause heimlich Trossewerfen übt – ein Hobby, das fatale Folgen haben wird. Um den Lehrer Jan, der auf einem Fortbildungswochenende mit einer Kollegin im Bett landet, was ihm am nächsten Morgen beträchtliche Kopfschmerzen beschert. Oder um Wilhelm Nikolaisen, den Garderobier, der seine Eheschwierigkeiten mit wahrlich seltsamen Ritualen in den Griff zu bekommen trachtet ...

Autor

Lars Saabye Christensen, 1953 in Oslo geboren, zählt zu Norwegens interessantesten und vielseitigsten Autoren. In seiner Heimat gilt er als Bestsellerautor. Seine Bücher wurden in zehn Sprachen übersetzt. Nach dem großen Erfolg seines Romans «Der Alleinunterhalter» verfügt er auch in Deutschland über eine stetig wachsende Fangemeinde.

Lars Saabye Christensen bei btb

Yesterday. Roman (72239)

Der Alleinunterhalter. Roman (72430)

Lars Saabye Christensen

Der eifersüchtige Friseur

und andere Helden

*Aus dem Norwegischen von
Christel Hildebrandt*

btb

Die Originalausgabe erschien 1997
unter dem Titel «Den misunnelige Frisøren»
bei J. W. Cappelens Forlag, Oslo

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2000

Copyright © 1997 by J. W. Cappelens Forlag a. s.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998

by Albrecht Knaus Verlag in der Verlagsgruppe

Bertelsmann GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Skomsoy Gronli as

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

TH · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72702-2

www.btb-verlag.de

*I want you to stand still,
suitcase, till I find my clothes*

UNCLE BUD WALKER

Inhalt

Der eifersüchtige Friseur

SEITE 9

Trosse

SEITE 41

Weitsprung aus dem Stand

SEITE 75

Hundertsiebzehn Schuhe

SEITE 125

Der eifersüchtige Friseur

Seit Jahren hatte sich Bent bei Frank die Haare schneiden lassen, in Franks Salon. Seit er neunundzwanzig Jahre alt war und sich in diesem Viertel der Stadt niedergelassen hatte, war er dorthin gegangen, immer am letzten Freitag jedes zweiten Monats. Immer dauerte es ungefähr eine Stunde, obwohl er einen pflegeleichten Kopf hatte, dessen Instandhaltung auch mit den Jahren nicht schwieriger wurde, eher im Gegenteil. Jetzt war Bent fast vierundvierzig Jahre alt, und wenn er nachrechnete, würde er zu dem Ergebnis kommen, daß er fast hundert Stunden in Franks Friseurstuhl verbracht hatte. Dennoch konnte er sich nicht daran erinnern, daß sie jemals wirklich miteinander gesprochen hätten, abgesehen von einigen Äußerungen über die Wettervorhersage, wenn sie vollkommen daneben gelegen hatte, über ein Sportereignis von Rang oder über einen Politiker, der zu weit gegangen war, in der einen oder anderen Richtung. Nicht einmal über sein Haar sprachen sie viel, denn Frank wußte, wie Bent es haben wollte, seit dem ersten Freitag, als er in den Salon getreten war, vor fast fünfzehn Jahren: Bent hängte seine Jacke an den Garderobenständer neben der Tür, nahm auf dem Stuhl Platz, wurde ein paar Stufen hochgepumpt, bekam den Um-

hang umgehängt und den kleinen, steifen Papierkragen um den Hals gewickelt, fühlte Franks sanfte Finger an den Schläfen und ließ ihn beginnen, ohne daß einer von ihnen ein Wort gesagt hätte. Denn Frank schnitt die Haare gern in aller Ruhe, und auch Bent legte darauf Wert. Vielleicht kam er letztendlich gerade deshalb immer wieder hierher zurück, weil er nicht reden mußte und so keine Dinge von sich gab, die er hinterher bereute, zum Beispiel etwas über seinen Job. Weil er nicht auf alle möglichen Fragen antworten oder überhaupt Rede und Antwort stehen mußte, während er sich gleichzeitig in dem alten, trüben Spiegel sah, der so freundlich zu seinem Gesicht war, und die raschen Schnitte der Schere um seinen Kopf herum hörte, das leise Summen des Rasierapparats im Nacken und zum Schluß das Lachen der weichen Bürste den Hals hinunter. Das war die Sprache des Friseurs. Das war das einzige, stete Gespräch des Salons: der Dialekt des Haars.

Nach all diesen Jahren wußten sie wenig oder eigentlich gar nichts voneinander. Und das war vielleicht am besten so. Bent wohnte allein, in einer Zweizimmerwohnung, drei Stockwerke über einem Laden, der rund um die Uhr geöffnet hatte. Es kam vor, daß er gegen Mitternacht, wenn er nicht schlafen konnte, runterging, sich vier Stück Schmalzgebäck bei dem Mädchen kaufte, die meistens dort bediente, Susie hieß sie, das stand auf ihrem Namensschild, und sich ein Video auslieh, mit Mia Farrow. Aber das half selten. Die Filme waren weder einschläfernd noch aufregend genug. Statt dessen

nahm er zu, langsam ging er in die Breite, bis ihm die meisten Sachen ziemlich eng wurden. Bent war Krankenträger im Rikshospital. Er hatte noch keinen einzigen Tag gefehlt.

Wenn er an seinem Stubenfenster stand, konnte er auf den Friseursalon hinunterschauen. Oft blieb Frank bis spätabends im Geschäft. Er fegte die Haare vom Boden auf und trug sie in den Hinterraum, er wusch die Kämmen in blauem Wasser, reinigte den Rasierapparat, ordnete die alten Zeitschriften, die alle schon seit langem gelesen waren, oder schrieb kleine Schilder, die er am nächsten Tag an die Tür hängen konnte: *Rentnerhaarschnitt zum halben Preis*. Ab und zu blieb Frank mehrere Stunden lang einfach nur im Friseurstuhl sitzen, ohne jede Beschäftigung, fast als schliefe er. Dann sah Bent lieber nicht mehr hin. Dann ging Bent in die Küche, setzte sich und trank Kaffee. Aber er hätte Frank gern dabei zugeschaut, wie er sich selbst die Haare schnitt.

Frank war ein magerer, ordentlicher Mann Mitte Fünfzig. Er hatte den Salon von seinem Vater übernommen, einem früheren Oslomeister seines Fachs, der sich auf der Höhe seines Ruhms zurückgezogen hatte und nur drei Wochen später starb. Aber der Pokal stand immer noch in einer Glasvitrine neben den Spiegeln. Und dem Sohn, Frank, war es gelungen, die ganzen Jahre über durchzuhalten, während neue Friseure, mit Namen wie *Hairport*, *Agaton Sax* und *Spaghetti* an allen Ecken aus dem Boden schossen und das Viertel fast überschwemmten. Und Frank hatte es geschafft, dank eines

kleinen, aber treuen Kundenkreises, der im großen und ganzen aus Männern mittleren Alters bestand, die an die Phantasie nur bescheidene Ansprüche stellten, wenn es um die Frisur ging. Das waren Männer, die sich, wenn sie überhaupt etwas sagten, mit den Worten begnügten: «Wie immer, an den Ohren etwas kürzer.» Und wenn es auf die Sommerferien zuing, konnten sie sich eventuell zu einem ganzen Satz hinreißen lassen: «Ich glaube, diesmal sollten wir es besonders gründlich machen, Frank.» Dann sagte Frank mit seiner leicht verletzten und gleichzeitig überlegenen Stimme, an die sich die wenigsten wirklich gewöhnen konnten, die sie jedoch dennoch in Kauf nahmen, weil sie ja mit ihren schütterten Strähnen und hohen Schläfen nirgendwo besser aufgehoben waren als hier: «Ich weiß schon. Setz dich nur hin.» Wenn man es genau betrachtete, war alles, was sie sagten, in einem Wort zusammengefaßt: *stutzen*, das entscheidende Wort in ihrem Leben.

So waren die Jahre vergangen, und so liefen sie immer weiter, keine jähen Kurven, keine Katastrophen, kein Jubel. Es gab im Leben einige Holperschwellen, und die Zeit war ein blauer Kamm, der jeden Morgen voller Haare war. Sie wurden älter, achteten aber kaum auf sich selbst. Sie suchten sich ihre Spiegel sorgfältig aus, sie entschieden sich für Franks Spiegel. Das einzige, was sich ihrer Meinung nach verändert hatte, war die Stadt, in der sie wohnten. Immer wieder kam es vor, daß sie eines schönen Morgens einen neuen Imbiß entdeckten, und bevor sie ins Bett gingen, gab es noch eine Rekla-

metafel, die mit ihren grünen, abgehackten Buchstaben über der Straßenbahnhaltestelle leuchtete, ganz zu schweigen von den neuen Friseuren mit ihren modernen Namen, die dort einzogen, wo vorher ein Lebensmittelladen, ein Eisenwarenhändler oder ein Kurzwarengeschäft gewesen war. Das verwirrte sie, sie lagen wach und heimatlos da, selbst in ihren Träumen, aber sie konnten bei diesen Veränderungen auch einen jähen Anflug von Glück empfinden, wie ein Lachen im Kopf, denn es wurde ihnen mit einem Mal und mit großer Macht klar, daß sie selbst der einzige sichere Haltepunkt in ihrem Leben waren.

Und wenn der Wecker klingelte, standen sie sofort auf, sie hatten ja doch geschlafen, und vielleicht nahmen sie die Haare aus dem Kamm, denn es kam vor, daß sich einer im Schlaf gekämmt hatte.

Sie sahen einander nie, abgesehen von den Momenten in der Tür zu Franks Salon.

Es war der letzte Freitag im November, in Franks Monat. Alles war naß und matschig, und der Regen konnte jeden Moment in Schnee übergehen. Bent war auf dem Heimweg. Er ging die breite, hell erleuchtete Einkaufsstraße entlang, die vom Zentrum in seinen Stadtteil führte. Es war eine ziemliche Plackerei bei der Arbeit gewesen, nicht schlimmer als sonst, was die Anzahl der Fahrten in den Kühlraum betraf, aber einer der Neuen, ein junger Student, hatte den Flur vollgekotzt, er hatte direkt an die Wand gespuckt, war dann zusammengebrochen und hatte geheult. Sie schoben ein Kind. Bent

war all diese Aushilfen leid, die kamen und gingen. Es war nicht so, wie es sein sollte, das war nicht in Ordnung so. Aber er schimpfte nicht, er versuchte statt dessen zu trösten und sagte, daß es früher oder später vorbeigehen würde. Er selbst hatte einmal dagehockt und sich übergeben. Es dauerte eine Weile, sich an einen Zettel um den weißen Fuß eines Kindes zu gewöhnen.

Jetzt wartete Bent, an der Kreuzung bei der Straßenbahnhaltestelle, auf grünes Licht. Er wollte auf die andere Seite. Er wollte in den Windschatten kommen. Der Regen war zu Schneeregen geworden, lag schwer auf Schultern und Händen. Da sah er zu seiner Überraschung, daß er einen Schatten warf, einen scharfen Schatten schräg auf die Straße. Er drehte sich um und wurde von dem starken weißen Licht des *Spaghetti* geblendet, dem neuesten der Friseure im Viertel. Und plötzlich faßte Bent einen Entschluß. Er ging dorthin, ins *Spaghetti*. Hinterher konnte er nicht erklären, warum er das getan hatte. Er tat es einfach. Er lenkte seine Schritte in eine andere Richtung. Er hätte zu den naheliegenden Ausreden Zuflucht suchen können, daß es auf der Arbeit ziemlich hart gewesen war, daß er aus dem Gleichgewicht gekommen war, jedenfalls nicht so recht im Lot war, denn Hand aufs Herz, wer kann sich schon an einen Zettel gewöhnen, der am rechten Fuß eines Kindes hängt, und an den kalten Lufthauch, der so eine Erinnerung unauslöschlich versiegelt? Aber nicht deshalb sah Bent es jetzt seine Jacke hinuntertropfen, sah, daß es auf den gekachelten Boden, der wie ein riesiges

Schachbrett wirkte, tröpfelte und daß sich im Laufe der wenigen Sekunden, die er erst hier drinnen stand, ein See um seine Schuhe gebildet hatte.

Da stand er, ein Mann aus dem Schneeregen, in *Spaghettis* scharfem Lichtschein. Die Gerüche waren anders, satt, gefüllt mit einer fremden Schwere, fast wie auf einer Reise. Bent strich sich schnell mit der Hand über die Stirn und schaute sich um. Hier gab es Männer und Frauen, sie saßen bunt durcheinander auf ganz normalen Stühlen, vor hohen Spiegeln, die er nicht wiedererkannte. Er hörte Musik, einen monotonen, hämmernenden Rhythmus, der ihn an das Aggregat im Keller des Krankenhauses und an schlaflose Nächte denken ließ. Es schien, als würde er plötzlich erwachen. Hier konnte er nicht bleiben. Er mußte wieder hinaus, er mußte weg von hier, es war ein Irrtum, er sollte woanders hin, er mußte gehen. Das Licht draußen wechselte, Bent sah hinter grauen Schneeregenstreifen das grüne Leuchten wie eine kranke Flamme ganz im Inneren eines toten Fernsehbildschirms, wenn der Film, zum Beispiel mit Mia Farrow, schon lange zu Ende ist. Er kehrte um. Er war bereits auf dem Weg. Da kam ein junger Mann, eigentlich ein Junge, in kariierter Hose, fast wie der Fußboden, auf ihn zu:

«Hei, wie heißt du?»

«Bent», sagte Bent.

«Hast du einen Termin?»

«Nein. Tut mir leid. Ich will gerade gehen. Tut mir leid.»

Der Junge musterte ihn langsam, schaute lange auf den See um seine Schuhe, hielt mit einem Lächeln ganz oben beim Haaransatz inne.

«Wir werden dich schon dazwischenschmuggeln, Bent. Viele Absagen, weißt du. Das Wetter. Schreckliches Wetter, um rauszugehen. Nicht wahr?»

«Ich kann ein andermal wiederkommen. Tut mir leid.»

Der Junge faßte ihn beim Arm.

«Dir braucht gar nichts leid zu tun. Setz dich nur, Bent. Ist schon in Ordnung.»

Der Junge half ihm aus der Jacke, und Bent wurde auf einem Stuhl plaziert, einem ganz gewöhnlichen Stuhl, vor dem Spiegel, dessen Blick zu erwidern er sich kaum traute. Auf beiden Seiten von ihm saßen Damen, eigentlich waren es wohl eher Mädchen, Schulmädchen, so sündhaft jung, und ließen sich ihre Frisur fürs Wochenende richten. Das sieht nicht aus wie ein Friseursalon, dachte Bent, das sieht aus wie ein Theater, so muß es im Theater hinter der Bühne sein. Haare wurden verlängert, Haare wurden gesengt, Haare wurden gefärbt. Hier machte man alles mit Haaren, außer sie zu schneiden.

Bent faltete die Hände und schloß die Augen, und eine alte Angst machte sich in ihm breit, wie er sie von seinem ersten Tag in der Stadt kannte. Das war im Juni gewesen, als er im Ostbahn-Bahnhof aus dem Zug gestiegen war, nach zwei Tagen Fahrt, und dastand, allein, auf dem Bahnsteig, in einer anderen Welt, mit einem braunen Koffer, allem, was er besaß, und dem massiven

Gewicht der Erwartungen in der anderen Hand, dem Schatten, dem er nicht entkommen konnte; ganz zu schweigen von seiner ersten Schicht, als er einen Ferienjob im Rikshospital bekommen hatte, da lag er auf allen vieren vor dem Kühlraum und schluchzte, pißte sich in die Hose, schiß, kotzte. Dann das Lachen hinterher oben in der Kantine, der bleibt nicht lange, hatten sie gesagt, eine Woche höchstens. Aber Bent blieb am längsten von allen. Er war in die Stadt gekommen, um eine Banklehre zu machen, blieb aber statt dessen im Krankenhaus hängen, in der Tiefe, in den Katakomben und dem Kühlraum. Bent war die Aushilfe, die blieb. Er wohnte in einem Zimmer im Zentrum, verkaufte seine Lehrbücher an ein Antiquariat und hatte es nicht weit bis zu seinem Job. Dann zog er in die Wohnung über dem Laden und ließ sich bei Frank die Haare schneiden. Er fuhr nie wieder nach Hause.

Der Junge legte Bent einen schwarzen Umhang um, stellte sich hinter ihn und hob ein ganz klein wenig seinen Kopf.

«Ist es lange her, seit du beim Friseur warst?»

«Nein, ich habe sie mir schneiden ...»

Der Junge unterbrach ihn.

«Beim Friseur, meine ich. Ist es lange her, seit du bei einem *Friseur* warst?»

«Zwei Monate. Warum?»

«Ach, nur so. Ich habe nur über was nachgedacht, weißt du. Wie willst du es haben, Bent?»

«Normal.»

Jetzt gab es keinen Weg mehr zurück. Jetzt hatte es bereits begonnen. Er sah sich selbst im Spiegel. Er war fatter geworden, als er gedacht hatte. Er mußte aufhören, sich die Filme mit Mia Farrow anzugucken.

«Normal», wiederholte der Junge. «Normal?»

Die anderen Friseure blickten zu ihnen herüber, die Kunden auch, die Schulumädchen, lachten sie jetzt? Nein, Bent konnte nicht feststellen, ob sie lachten, sie guckten nur, ganz schnell, bevor sie sich wieder ihrem eigenen Blick zuwandten und sich durch die Spiegel als Vermittler miteinander unterhielten.

«Ja», sagte Bent. «Ich dachte, so wie jetzt, nur ein bißchen kürzer.»

So viel hatte er noch nie zu Frank gesagt, und dieser plötzliche Gedanke an Frank machte ihn unruhig, versetzte ihm fast einen Schock. Jetzt wartete Frank in seinem Salon, hatte schon angefangen, auf die Uhr zu gucken, denn es war schon halb fünf, während Bent hier saß, unter fremden Händen. Was mache ich nur? dachte er. Was habe ich gemacht? Die Finger des Jungen drückten gegen seine Schläfen.

«Jetzt müssen wir aber den Kopf ein bißchen still halten. Damit ich Ruhe beim Arbeiten habe.»

«Tut mir leid.»

Der Junge blieb hinter ihm stehen, in Gedanken versunken, wie es aussah, während er einen Finger durch Bents feuchtes Haar gleiten ließ.

«Das hört sich ja richtig langweilig an», sagte er schließlich. «Normal, meine ich.»

Und da sagte Bent etwas, von dem er nie gedacht hatte, daß er es je sagen würde:

«Mach, was du willst.»

Der Junge hob die Hand und deutete in die Luft, als hätte er nicht ganz verstanden, was er da gehört hatte. Kurz darauf lächelte er und schnipste laut mit den Fingern.

«Das wirst du nicht bereuen, Bent!»

Der Junge drückte Bents Ohren an den Kopf und betrachtete ihn ganz genau.

«Sollen wir die Koteletten stehen lassen oder nicht?»

Bent schaute schnell in den Spiegel. Dorthin sprach man.

«Die Koteletten?»

«Den Backenbart, Bent. Sollen wir den Backenbart stehen lassen oder nicht?»

Der Junge ließ die Ohren wieder zurückschnellen. Er glaubte sicher immer noch nicht, daß er richtig gehört hatte.

«Mach, was du willst», wiederholte Bent.

Es dauerte nicht so lange wie bei Frank, aber er mußte das Doppelte bezahlen. Der Junge gab ihm auch noch seine Visitenkarte mit, er würde gern die Sache weiterverfolgen, wie er sagte, sowie eine Shampooprobe.

Als Bent nach draußen kam, war es, als hätte er einen neuen Kopf. Die Ampel schaltete auf Rot um. Der Schneeregen fiel weiter. An der nächsten Kreuzung gelang es ihm, ein Taxi zu erwischen, das ihn direkt nach Hause brachte. Als sie an Franks Salon vorbeikamen,

mußte er sich die Schnürsenkel zubinden. Er hätte es nicht ertragen, jetzt gesehen zu werden. Glücklicherweise sagte der Fahrer nichts, schaute ihn nur ab und zu im Rückspiegel an. Bent bezahlte und lief in den Laden, legte Milch, Brot, eine Zeitschrift und ein halbes Hähnchen in den Korb und trug diesen zum Tresen.

Susie starrte ihn an, während sie die Waren eintippte.

«Du siehst ja gut aus», sagte sie.

Bent kratzte sich an der Stirn.

«Findest du?»

«Sonst hätte ich es wohl nicht gesagt, oder?»

«Nein, wahrscheinlich nicht.»

Susie gab ihm die Tüte mit den Waren, und noch einmal starrte sie ihn ganz offen direkt an, nicht in die Augen, sondern ein bißchen höher.

«Wirklich! Ich habe gesagt, daß du gut aussiehst. Viel besser als sonst.»

«Ja, danke. Vielen Dank.»

Bent ging zur Tür. Da rief Susie etwas hinter ihm her. Er drehte sich zu ihr um. Plötzlich sagte sie nichts mehr. Bent wurde nervös.

«Was ist denn?»

«Die Filme. Du hast vergessen, die Filme abzugeben.»

«Ich werde sie runterbringen.»

Susie nahm einen Karamelbonbon aus der Schale auf dem Tresen und schob ihn in den Mund.

«Nicht, daß es Probleme macht. Sonst fragt sowieso niemand nach denen. Aber es wird schließlich teuer.»

«Da brauchst du nicht dran zu denken.»

«Tu ich ja eigentlich auch nicht. Sind die lustig, die Filme?»

Bent zuckte mit den Achseln.

«Jedenfalls schläft man nicht ein bei ihnen.»

Susie lachte.

«Hört sich ja wahnsinnig spannend an.»

Und zum zweiten Mal an diesem Tag sagte Bent etwas, von dem er nie gedacht hatte, daß er es jemals sagen würde:

«Wir können sie uns ja einen Abend mal zusammen angucken. Wenn du willst, meine ich.»

Susie lehnte sich gegen den Tresen und lutschte langsam ihren Bonbon. Es war bis dort, wo Bent stand, zu hören.

«Vielleicht. Wenn sie nicht langweilig sind, meine ich.»

Bent trat in den Hauseingang, keine Post, nur ein Reklamezettel mit dem Weihnachtsangebot vom Schlachter. Er nahm den Fahrstuhl in den zweiten Stock. Eine Nachbarin war am Müllschlucker beschäftigt. Sie schaute Bent kurz an und widmete sich dann wieder ihren Sachen. Es roch irgendwie verdorben, Fisch oder vielleicht eine Dose Katzenfutter. Bent schloß auf, stellte die Tüte mit den Einkäufen in die Küche und ging ins Bad. Dort blieb er stehen, lange, im Halbdunkel, vor dem Spiegel. Es rauschte in den Rohren, die Gedärme des Gebäudes, das Rumoren des Freitags. Sein Gesicht wirkte kleiner, schmaler. Jetzt muß ich aber abnehmen, dachte er. Der Rest des Körpers paßt nicht zum Gesicht. Schluß mit Schmalzgebäck des Nachts. Er legte eine Hand auf den

Kopf. Glatt, so fühlte es sich an, ganz glatt. Er roch an seinen Fingern. Das erinnerte ihn an etwas, aber er wußte nicht, an was. Ein Urlaub, den er verpaßt hatte, ein Geschenk, das er nie ausgepackt hatte, ein Stück Obst vielleicht. Er wusch sich die Hände und stellte die kleine Flasche mit dem Shampoo in den Medizinschrank.

Dann schlich er wieder durch die Wohnung, machte das Licht aus und linste durch die Gardinen. Er konnte niemanden dort unten, in Franks Salon, sehen. Das Fenster war dunkel. Es hingen auch keine handgeschriebenen Plakate an der Tür mit Angeboten für die Rentner des Viertels. Bent wurde unruhig. Er aß das Hähnchen kalt, mußte die harte, zähe Haut abziehen und wegwerfen. Solche Dinge waren es, die stinkend liegenblieben, wenn man nicht aufpaßte, die Knochen auch, diese dünnen Hähnchenknochen, der Brustknochen. Das Senfglas war leer. Er spülte es unter kochendem Wasser aus und kratzte das Etikett ab. Er schaute sich die Nachrichten an, konnte sich aber nicht darauf konzentrieren, was er sah, erinnerte sich nicht einmal daran, wie das Wetter werden sollte oder welcher Meteorologe es war. Die Filme lagen auf einem Stapel neben dem Fernseher. Er sortierte sie so, daß der oben lag, den er am liebsten mochte, oder von dem er annahm, daß Susie aus dem Laden ihn am liebsten sehen würde, wenn sie beide den gleichen Geschmack hätten, falls sie ihn nun beim Wort nahm und ihn besuchen kam.

Er mußte wieder ins Badezimmer, drückte seine Ohren an den Kopf, dann wirkte er noch schmaler im Ge-

sicht. Viel schöner als vorher, hatte sie gesagt. Er fuhr sich mit dem Kamm durchs Haar, nach hinten, das war nicht einfach, als würde er die Hand mit gespreizten Fingern durchs Wasser ziehen. Hinterher untersuchte er den Kamm bei besserem Licht. Er konnte nichts sehen. Dann ging er in die Küche, um Kaffee zu kochen. Die Dienstpläne hingen am Kühlschrank, er war morgen dran, acht Uhr. Das störte Bent nicht, die Wochenenddienste, die die Aushilfen um alles in der Welt zu umgehen versuchten, obwohl sie doch extra Geld bedeuteten. Die Wochenenden waren schön. An den Wochenenden gab es meistens ein paar ruhigere Stunden, als arbeite der Tod nur von Montag bis Freitag, als hätte der Tod feste Bürozeiten und Tarifvereinbarungen. «Engelwacht» nannten sie die Wochenenden. Er legte die Visitenkarte des Friseurs in den Korb zu der anderen Reklame und nahm den Kessel vom Herd.

Da klingelte das Telefon.

Er stellte den Kessel hin und lief in die Stube. Niemand rief hier an. Er wartete. Es klingelte weiter. Er riß den Hörer ab.

«Bent? Bist du krank?»

Das war Frank.

Bent mußte sich setzen. Er nahm den Hörer in die andere Hand und atmete so leise er konnte.

«Krank? Nein, ich bin nicht krank.»

Jetzt hatte er es gesagt. Jetzt war diese Lüge schon nicht mehr zu gebrauchen.

«Du bist nicht gekommen», sagte Frank.

«Bei der Arbeit ist es später geworden. Ich mußte einen zweiten Dienst übernehmen.»

«Ich habe lange auf dich gewartet, Bent.»

«Tut mir leid. Wirklich. Ich hätte Bescheid sagen sollen.»

«Du kannst gern jetzt kommen.»

«Jetzt? Wie meinst du das?»

«Daß du gern jetzt noch kommen kannst. Ich bin hier.»

Bent reckte sich zum Fenster, so weit die Leitung reichte, und schaute hinaus. Unten in Franks Salon schien ein blaues Licht. Er konnte Frank sehen. Er saß im mittleren Friseurstuhl mit dem Rücken zu ihm, ein drahtloses Telefon am Ohr. Er hatte die weiße Jacke an, mit allen Kämmen und einer glänzenden Schere in der Brusttasche. Er machte eine jähe Bewegung, und der Stuhl drehte sich langsam herum. Bent schob die Gardine an ihren Platz und zog sich zurück. Er konnte Frank leise lachen hören. «Ich dachte, du wärst nicht zu Hause», sagte er. «Es ist so dunkel bei dir.»

«Ich bin noch nicht dazu gekommen, Licht anzumachen.»

Es wurde wieder still.

«Kommst du?»

«Soll ich nicht lieber nächsten Monat kommen. Vielleicht am Freitag nächsten Monat.»

Bent hörte Franks schweren Atem, etwas fiel zu Boden und ging kaputt. Er traute sich nicht nachzusehen, was es war.

«Nächsten Monat? Im Dezember?»

«Ja. Am letzten Freitag im Dezember. Geht das?»

Frank lachte wieder, ein merkwürdiges Lachen, als hätte er etwas in den Hals bekommen.

«Das kann ja wohl nicht gehen.»

«Warum nicht?»

«Warum nicht? Warum kannst du nicht jetzt kommen? Ich bin hier.»

«Ich bin müde.»

«Bist du ganz sicher, daß du nicht krank bist?»

«Ich bin einfach erschöpft. Der Job. Wir mußten heute ein Kind wegbringen. Zwei Kinder.»

Bent hörte es sich sagen. Er sank auf den Sessel. Zum dritten Mal heute, dachte er, verplappere ich mich. Zwei Dinge, von denen er nie gedacht hatte, daß er sie sagen würde, und eine Sache, die er nie hätte sagen sollen. Er wollte es zurückziehen. Er wollte es dementieren. Nur die Aushilfen sprachen über die Toten.

«Ich bin müde», wiederholte er. «Das Wetter.»

«Du kannst morgen kommen.»

«Am Samstag? Da hast du doch geschlossen.»

«Ich lasse für dich offen.»

Bent wurde immer kleiner auf dem Sessel.

«Morgen muß ich auch arbeiten. Zwei Schichten.»

«Ach. Gibt's so viel zu tun?»

«Ich weiß nicht, wann ich nach Hause komme. Es gibt immer so viel zu tun.»

Lange Zeit sagte Frank nichts.

«Ich bin jetzt hier», sagte er schließlich. «Nur daß du das weißt.»